14. Juni 2025

An der Tür der Galerie hängt das Schild: *Galerie geöffnet!* Die schwere Holztür lasse ich verschlossen; die Hitze draußen nimmt schnell dem Raum die natürliche Kühle.

Gestern betrat eine die Galerie, die ich nicht kannte und dann doch kannte. Sie trug eine Sonnenbrille. Sie schaute beim Eintreten kurz nach links und rechts, ob sie hier auch richtig sei: ob dort Bilder hingen. Ja, das war der Fall. Dann ging sie schnurstracks auf mich zu und mutmaßte, ich sei der *Künstler*. Während wir ins Gespräch kamen, traten ihr feine Schweißperlen ins Gesicht. Die Dame kondensierte. Sie sprach mit russischem Akzent.

Inzwischen bin ich davon überzeugt, dass sie Ranjewskaja hieß und von Anton Tschechow geschickt wurde.

Ranjewskaja war, wie sich herausstellte, jedoch nie in Paris gewesen. Ihr Paris war Moskau, ein anderes Moskau, ein goldenes vor dem Krieg. Sie erzählte von diesen Zeiten. Von ihren Kunststudien an der Akademie. Dabei schaute sie vorsichtig in mein Gesicht: Vielleicht, ob sich irgendetwas regen und ich ausrufen würde:

„Geschichtsrevision! Putin hat den Krieg gestartet! Wie kann man in Moskau eine gute Zeit haben? Das geht nicht, weil sie spätestens seit dem 22. März 2022 die Bösen sind! Ranjewskaja: weder meine Bilder, noch meine künstlerische Sensibilität ertragen solche Narrative. Raus mit dir!“

Aber nein. Erzähl, Ranjewskaja, erzähl von den russischen Käufern, die durch die angesagtesten Galerien Moskaus laufen. Und wie sie erzählte! Vom kleinen Fingerzweig eines dicken Mannes zur Assistentin:

„Вот этот, вот этот, я возьму этот, он подходит, пожалуйста, упакуйте его немедленно.“

„Das da, da, das nehme ich, das passt, bitte sofort einpacken.“

Wenn Künstler die Neugierde von Kindern hätten, sagte diese Ranjewskaja, dann hätten ihre neureichen Käufer die Ungeduld der Kinder gehabt. Jedenfalls wäre es gut für sie gelaufen. Damals war sie angesagt und machte Kasse. Sicher, sie hätte für den Geschmack der Kunden und Galeristen produziert.

„Aber wenn's läuft?“

„Zeig mir deine Kunst!“, sagte ich zu ihr.

Inzwischen hatte sie zwar die Sonnenbrille abgesetzt, würdigte aber meine Bilder keinen Blickes. Ihr Zeigefinger schnickte Bilder durch das virtuelle Karussell ihres Smartphones. Ich kannte diese Bilder irgendwoher. Wo sind wir uns schon einmal begegnet?

Es kam zunächst mir vor, als würden ihre Bilder die einer künstlichen Intelligenz imitieren. Erst kopiert und potenziert sie uns; dann begnügen wir uns damit, ihre Derivate zu imitieren. Weil sie angesagt ist? In den meisten Fällen nutzt die künstliche Intelligenz unsere Bilder, um sie sich einzuverleiben und in diesen schier endlosen Korpus eigener Vorstellungen oder doch eher Algorithmen von Kunst einzusortieren, die uns an etwas erinnern, das wir auch gemacht haben könnten.

„Ranjewskaja,“ sagte ich gestern, ihr hektisches, fast panisches Fingergeschnipse über den Bildschirm unterbrechend, „ich glaube, dafür gibt es noch immer einen Markt, der nicht sanktioniert wird. In Dubai, Doha oder Abu Dhabi. Wo immer man Investmentobjekte oder was für die drei Quadratkilometer weite Couchlandschaft sucht. Du darfst dort aber nicht so viel Brust zeigen.“

Da schluchzte sie.

„Weißt du, vor fünfzehn Jahren, da war ich angesagt! Aber jetzt bin ich draußen. Hier in in der Schweiz will niemand etwas davon hören oder sehen, was ich damals in Russland gemacht habe!“

Es klang ziemlich ehrlich verzweifelt.

„Aber Ranjewskaja, wie kannst du jemals aus der Kunst *draußen sein*, nur weil du nicht mehr angesagt bist? Kann denn eine Kunst, die vom Leben erzählt und am Leben interessiert ist, nicht genau davon erzählen? Etwa, wie du plötzlich auf der Seite der Kriegsverlierer stehst, weil ein Irrer, ein einziger! auf seine alten Tage das Bestehende kaputt haut, um in seine wahnhaftige Idee von Geschichte einzugehen? Jetzt, da sein Kopf voller Wodka ist und er sich an die eigenen Geschichten immer schlechter erinnert?“

Das war zu viel Dialektik. Zu viel Politik, zu viel Klischee. Ranjewskaja zog die Sonnenbrille auf. Sie erhob sich, durchaus würdevoll, lief einmal die Bilder auf der linken Wand, dann die Bilder auf der rechten ab. Sie sagte:

„Mach weiter so!“

Und verschwand aus der Galerie.

Was mir an Tschechow so gefällt: das grob gesagt Menschliche. Da ist ein Arzt, der schreibt, statt zu verschreiben. Er weiß: wir sind unheilbar Mensch. Unsere Gier wird immer die Kirschgärten fällen. Wir brauchen Platz: Platz da! Jeder Versuch, den Menschen in uns hinter uns zu lassen, führt in die Tragödie oder in die Komödie.

Tschechow schreibt oft über einen Typus Menschen, dem eines Tages, vielleicht oder vielleicht auch nicht, anlässlich der Erweiterung des Industriegebietes Schönau, Bad Säckingen oder vielleicht sogar Schopfheim-West ein neu angelegter Ring oder eine Stichstraße gewidmet wird. Der Heribert-Schäffle-Ring oder der Gisela-Linsberg-Stäuber-Weg. Schreibende Lokalmatadoren oder Aquarellisten womöglich, denen der ganz große Auftritt in Berlin und anderswo versagt blieb. Ewige Longlist: nur ihr Blinddarm schaffte einmal den Durchbruch.

Der Gemeinderat sprach sich für die Ehrung aus, allerdings nicht mit Mitteln aus dem eigenen Säckel, in dem Ebbe herrscht. Eine Bürgerinitiative sammelte Geld; ein paar Unternehmen stifteten dreistellige Beträge und Kugelschreiber mit Logo. Wir danken den Stiftern. Zur feierlichen Eröffnung ist für das leibliche Wohl gesorgt und die Blasmusik ist auch vor Ort.

Stichstraßen, Wege oder Ringe, deren Vornamen inzwischen genauso aus der Zeit fallen wie ihre Namensgeber zu Lebenszeiten. Warum wird ihnen überhaupt etwas gewidmet? Vielleicht befand jemand mit gewichtiger Stimme:

„Weil er, weil sie es *verdient* hat.“

Ist das nicht von der übelsten Sorte, was einem passieren kann? Jahrzehnte lang wurde man übersehen. Andere waren besser,

erfolgreicher, durchsetzungsfähiger, als ob im Bereich der Kunst die gleichen kompetitiven Kriterien greifen würden wie woanders auch.

Es ist für alle Platz! sagt Tschechows Trigorin irgendwo.

Aber weil der Mensch das wie das meiste wortwörtlich nimmt, gehört einem plötzlich eine Sackgasse mit Wendehammer, die zum Schluss daran erinnern soll, dass man einmal existiert hat.

Provinz ist viel globaler als Metropole. Provinz ist überall; Berlin, Moskau und New York können nur Berlin, Moskau oder New York. Die Menschen, die in einer Provinz von der Metropole träumen, sind überall. Dieser Traum ist der Traum der ewigen Madame Bovary. Und die war nicht nur Gustave Flaubert: die sind wir alle.

(Anton Tschechow starb 1905, ein paar Kilometer von Basel entfernt, in Badenweiler. Sein Leichnam wurde später nach Russland überführt; angeblich in einem *Waggon zum Transport der Austern*. Noch so ein Dichter, dessen Ableben sich nahtlos in das eigene Werk einreicht.)

Tschechow schaut genau hin und schreibt über diese Heribert Schöffles oder Gisela Linsberg-Stäubers in uns allen. Die Ranjewskajas dieser Welt, ob männlich oder weiblich, *peu importe*. Menschen mit einer diffusen Sehnsucht, schweren Erinnerungen und einer dezentralen Tragik. Er sieht Menschen, die aus einem Fenster schauen und für einen Augenblick aufatmen.

Und was, wenn anderes doch noch möglich wäre?

Voreilige hämmern gleich mit dem Begriff der Seele los, wenn's ums Menschliche geht. Das meiste hat einen Namen und heißt anders, sowie man die Sprache wechselt. Nur Lautmalereien haben ein

Wort. Selbst das kann anders sein; aber doch, man versteht sich *finalement*. *Cocorico*, noch ehe es drei Mal ertönt.

(Entschuldige, Ranjewskaja, dass ich mich hier so gehen lasse und aus deiner Visite wie auch aus deiner Person etwas ganz anderes mache. Ich danke dir für deinen Besuch und für unser Gespräch, das, ich weiß, ganz anders verlief.)